

Auswandern unmöglich : das Unbehagen im Kulturkampf (Brief aus Mexiko-Stadt)

Autor(en): **Pfister, Michael**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **81 (2003)**

Heft 2

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-341758>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auswandern unmöglich

Das Unbehagen im Kulturkampf (Brief aus Mexiko-Stadt)

*Si la scie scie la scie
Et si la scie qui scie la scie
Est la scie que scie la scie
Il y a suisscide métallique.*

*(Marcel Duchamp zu Jean Tinguelys
«Homage to New York», 1960)*

Der liebe Gott der Christenheit sei nicht mehr wert als der Osiris der Ägypter oder der «Vitzzilipuzli» (so die Verballhornung des kriegerischen Gottes Huitzilopochtli) der mexikanischen Azteken, schrieb der junge Theologe Jakob Heinrich «Henri»

Michael Pfister

Meister (1744–1826), Pfarrerssohn aus Küsnacht am Zürichsee, in seinem religionspsychologischen Traktat «Des origines des principes religieux» (Vom Ursprung der religiösen Grundsätze). Es war im Jahre des Herrn (nicht etwa des Vitzzilipuzli) 1768 – im ersten Schrecken über den Effekt seiner auf dem Hintergrund der französischen Aufklärung eigentlich harmlosen Gedankengänge flüchtete Henri Meister «zu einer Molkenkur» in den Thurgau und von dort weiter nach Paris. Das war wohlgetan, denn in Zürich wurde seine «verworrene, zweydeutige, tüki-sche, spöttische Schrift» von Henkershand verbrannt, ihr Autor seiner Priesterwürde und seines Bürgerrechts enthoben und «contumaciter» zu Kerkerhaft im Wellenberg-turm verurteilt. Von Voltaire hochgelobt, verkehrte der junge Schweizer in

Paris mit Diderot, Grimm und anderen Köpfen der Aufklärung, mässigte sich allerdings mit zunehmendem Alter und kehrte nach zwanzig Jahren, aufs Blut entsetzt über die Französische Revolution, in seine Heimatstadt zurück, wo er sich in einem Bändchen mit dem Titel «Reise von Zürich nach Zürich» an die «Zurückhaltung und Beengung» erinnerte, «die üblicherweise den lebendigsten Regungen sowohl durch den Geist unserer politischen Verfassung als auch durch die Strenge unserer Sitten und unserer religiösen Ansichten aufgezwungen werden».

Den «Diskurs in der Enge» gab es also schon in der Schweiz des 18. Jahrhunderts. Erst durch das 20. zieht er sich aber wie ein roter Faden. Der Volksschullehrer und Erzähler Albin Zollinger schildert in den 30er Jahren «Die grosse Unruhe» seines Protagonisten Urban von Tschärner, der nach Paris flieht, getrieben vom «Instinkt, mit dem Gewohnten zu brechen, sehnlich ausschweifend Bewegung ins Dasein zu bringen, sich an den Gegensätzen zu entzünden». Das «Leben des Herzens» lässt sich Tschärner nicht «verkrümmeln», denn «in der Heimat regierte der Geist der Frauenvereine, ungefähr das Widerwärtigste, was ihm in die Nase riechen konnte». «Die Welt ist eng, ich muss weiter hinweggehen, um vor den Nachstellungen der Heimat sicher zu sein», feuert sich Zollingers Emigrant selber an und freut sich darüber, in einem Pariser Bordell «prickelnd aufgewühlt mit dem neuen, anders duftenden, anders at-

menden Weibe allen ihm nur genehmen Möglichkeiten gegenüberzusitzen». In der Weltstadt sind die Frauen nicht in Vereinen organisiert, dafür haben manche eine andere Hautfarbe: «Tscharner, die Nase erhebend, stiess auf einen Nebel Parfüm, die Spur einer Negerin, die soeben die Strasse zu überqueren sich anschickte. Ihr Antlitz aus Kohle und Schnee dämmerte sonderbar drohend durch die Regenluft, obwohl sie sich, in der ständigen leisen Verlegenheit ihrer Rasse, Gleichmut wie einen Pelz umgelegt hatte.» Keine Frage, dass Tscharner das von ihm «Pharaonin» getaufte «schöne, sonderbare Wild» im Sturmflug erobert.

Stabile

Unterhosen

sind für potente

Weltschweizer

im Stile Zollingers

und Nizons

natürlich

unentbehrlich.

Zollingers Held kehrt gestählt wie ein Reisläufer von seinem Ego-Trip in die Schweiz zurück, ganz anders als Max Frischs trübsinniger Stiller, dessen Auswanderung eher einer Hegelschen Reise ins Negative gleicht, wobei die glückliche Aufhebung in der Synthese einer vermittelten Identität allerdings ungesichert bleibt. Ein fröhlicher Exilant ist hingegen Paul Nizon, der sich in Paris ebenfalls auf die Suche nach der exquisiten Schneekohle begibt und in der Rue St-Denis genauso unentgeltlich betreut wird wie weiland Zollingers Tscharner an der Rue Victoire. Nizon ist darüber hinaus eine Analyse des «Diskurses in der Enge» (1970) zu verdanken: «Das Fluchtmotiv zieht sich durch die schweizerische Literatur wie eine ansteckende Krankheit. (...) In unserer Literatur reissen die Helden aus, um Leben unter die Füsse zu bekommen – wie in Wirklichkeit die Schriftsteller ins Ausland fliehen, um erst einmal zu leben, um Stoffe zu erleben. Flucht als Kompensation von Ereignislosigkeit und Stoffmangel.»

Doch die «sonderfall-mässige Enge», die peinigende Muse schreibender Schweizer Männer, scheint aufgesprengt: Die Schweiz ist modern und international geworden, wenigstens ihre Städte bilden ein

Quartier im «global village» – auf den Strassen gibt es Cafés, an der Langstrasse Pharaoninnen noch und noch, allenthalben Sushi, Subkultur und Street Parade bis zum Abwinken; der Zürcher Philosophieprofessor Georg Kohler konstatiert eine «Mediterranisierung (...) samt den mehr oder weniger echten Palmen auf den Trottoirs», die Alpen dürfen als geschleift bezeichnet werden. Dementsprechend ist das «Malaise»-Gequengel trotz Swissair, Gotthard und Zuger Massaker allgemeiner Zufriedenheit gewichen. Sogar den von Dürrenmatt in seiner legendären Havel-Rede über das «Gefängnis Schweiz» (1990) vermissten Zivildienst gibt es heute, wenn auch durch eine moralische Deklarationspflicht verbrämt. Das NZZ-Folio verzeichnete «Neopatriotismus» und «Schweizer Erfolgsgeschichten», und der brillianteste Realsatiriker unter unseren «opinion leaders», «Weltwoche»-Chefredaktor Roger Köppel, lobte das «Genie des Mittelmasses», das just die internationale Kompetitionsfähigkeit verbürgt: «Kein Land der Welt dürfte mit hochwertigeren Ampeln, Tunnelbeleuchtungen und Strassenlaternen ausgerüstet sein. (...) Ein Kleiderfabrikant wie Calida produziert die weltweit vermutlich stabilsten Herrenunterhosen.» Langsamkeit und Vorsicht entlarvt Köppel als Schlüssel zum Erfolg und betont, «dass die Schweiz mit ihrem Hang zur Bedächtigkeit in der Geschichte vor allem erfreuliche Erfahrungen machte».

Stabile Unterhosen sind für potente Weltschweizer im Stile Zollingers und Nizons natürlich unentbehrlich. Doch brauchen wir sie in unserem urbanisierten Paradies überhaupt noch? Vielleicht schon bald wieder. Deuten nicht die knappen Resultate in den Volksabstimmungen über den UNO-Beitritt und die Asyl-Initiative der SVP darauf hin, dass die böse, alte Schweiz nicht aufgesteckt hat? Wenn schon Old Europe bockt, warum sollte nicht auch Old Switzerland einen zweiten

Frühling spüren? Nachdem im letzten Jahr 49,9% der EidgenossInnen jegliche Einwanderung in die Schweiz hatten unterbinden wollen, diagnostizierte oberwähnter Professor Kohler die Existenz «zweier Schweizen» und rührte die Trommeln zu einem Kulturkampf «zwischen den urbanen Gebieten der Gegenwartsmoderne und ländlichen Gebieten, wo noch andere Tempi herrschen». Nur Haaresbreite trennt uns von der alten Enge.

Dürfen wir es also doch wieder mit den Altvorderen halten und Auswanderungsgelüste hegen? Aber wohin? Als Schweizer mit angeblich erfolgsträchtigen Hang zur Bedächtigkeit kann ich nicht aufs Rekognoszieren verzichten und gönne mir zur Zeit ein sechswöchiges Probierli Mexico City. Eine Tequila-Idee vielleicht, sollte es denn ausgerechnet in der zweitgrössten Megalopolis der Welt (geschätzte Einwohnerzahl zwischen 20 und 25 Millionen) Freiraum für einen Flüchtling aus dem engen Tal geben? Der hohe Himmel ist hier bekanntlich bräunlich getrübt, auch wenn es in den letzten fünfzehn Jahren gebessert haben soll. Der eine oder andere Bekannte hat mir vor der Abreise hämisch geraten, Gasmasken (Smog), Helm (Erdbeben) und Maschinenpistole (Kriminalität) nicht zu vergessen.

Mexiko ist stolz auf seine Revolutions-tradition, dennoch spreizt sich hier die Schere von Reichtum und Armut noch weiter als in der Schweiz – eine mögliche Erklärung für die starke Zunahme von Raubüberfällen und Entführungen. Auch das soll aber bald besser werden: Der Held von New York, Rudy Giuliani, ist angetreten, in der Stadt der Toleranz die «zero-tolerance»-Diät einzuführen. Im Unterschied zur Schweiz ist Mexiko natürlich auch schon lange UNO-Mitglied; zurzeit verfügt es sogar über einen Sitz im Sicherheitsrat, der ihm im Vorfeld des Irak-Kriegs schwer zu schaffen machte.

Sollte man aus Überzeugung und traditioneller Aversion gegen die Gringos «Nein» sagen zum Krieg oder doch lieber Realpolitik betreiben, auf das Veto der Russen und Franzosen vertrauen und mit einem «Ja» den drohenden Sanktionen der USA entgehen. Das angestammte Reich der Freiheit und der unbegrenzten Möglichkeiten verabreicht dem ärmeren Nachbarn wenig Zuckerbrot und viel Peitsche. Jederzeit können Massnahmen getroffen werden, die es den Millionen von illegalen mexikanischen MigrantInnen in den Staaten verunmöglichen, ihre Lohngehälter ohne enorme Verluste nach Hause zu schicken. An der Grenze, der «frontera», die über weite Strecken dem Rio Grande entlang verläuft, machen sich amerikanische Waffennarren einen Sonntagsspass daraus, klandestine Einwanderer abzuknallen. Im Frühling 2003 trat jedoch eine grosszügige Regelung in Kraft: Junge Mexikaner konnten sich freiwillig bei der US-Armee melden und erhielten als Gegenleistung für den Einsatz im Irak die amerikanische Staatsbürgerschaft – «carne de cañon» heisst das auf Spanisch. Nicht dass es die «frontera» in unserer mittelmässig-paradiesischen Schweiz nicht gäbe. Dass die so genannte SVP-Schweiz der imaginären Landesmauer mit der Asyl-Initiative noch eine Zinne aufsetzen wollte, hat niemanden überrascht. Doch was ist die Haltung der so genannten SP-Schweiz in dieser Sache? Stimmt es wirklich, dass die urbane Partei im von Georg Kohler geforderten Kulturkampf zur «Kontrollidee nicht mehr ein so inniges Verhältnis unterhält»? Diesen Eindruck hat man nicht, wenn sich die SP für die Säuberung des Rotlichtmilieus im Zürcher Stadtkreis einsetzt, aber wenig dafür tut, dass Ausländerinnen anderswo als in Massagesalons Arbeitsbewilligungen erhalten können. Ökonomisch und machtpolitisch leuchtet die Halbherzigkeit in Sachen Sans-Papiers und Immigration freilich ein – schliesslich haben Ausländer keine von jenen Stimmzetteln zu bieten,

**Dürfen wir also
doch wieder mit
den Altvorderen
halten und
Auswanderungs-
gelüste hegen?
Aber wohin?**

**Wäre eine
«urbane», welt-
offene Strategie
gegen diese
alte Schweiz
der Kampf
für ein «Land
ohne Eigen-
schaften»?**

dank denen die SP auf einer ähnlichen Erfolgswelle surft wie die SVP. Und ist es nicht erfreulich, dass es einer Mehrheit der Einheimischen so gut geht, dass mit Mieterschutzvorlagen oder einer entschlossenen Politik gegen Steueroasen kaum Staat zu machen ist? Ein gewisses Unbehagen im Kulturkampf kommt auf. Das Urbane gegen das Ländliche zu stellen, ist eine nicht besonders neue, nicht besonders mutige und nicht besonders selbstkritische Strategie. Ehrlicherweise musste man dem grundsätzlich unsäglichen Christoph Mörgeli doch ein kleines bisschen Recht geben, als er sich in einer Kolumne in der Pendlerzeitung «Metropol» unter der Überschrift «Moritz, Markus und Sepp lachen» an den «Cüplisozialisten» stiess, die sich in Christoph Marthalers «Hotel Angst» über eine provinzielle Knorr-Aromat- und Cervelat-Schweiz mokieren.

Zweieinhalb Stunden südlich von Mexico City, im malerischen Silberstädtchen Taxco, lerne ich den Schweizer Musiker und Filmemacher Cyrill Schläpfer kennen, der mit seinem (jetzt auf DVD erhältlichen) Film «Ur-Musig» und mit seinem Plattenlabel «csr-records» einer der wenigen Brückenbauer zwischen der «ländlichen» und der «urbanen» Schweiz ist. Schläpfer kommt seit sieben Jahren immer wieder für ein paar Monate oder gar ein Jahr nach Mexiko, um Energie zu tanken, sich seiner eigenen Musik zu widmen oder auch Projekte in Zusammenarbeit mit mexikanischen Kollegen in Angriff zu nehmen. Er schätzt das hiesige Traditionsbewusstsein und bedauert, dass die «modernen» Schweizer ihre angeblich «hinterwäldlerische» Volksmusik so schnöde ablehnen, wie Schläpfer es sonst nur bei den Deutschen und den Japanern feststellt. Leider seien Ländler in der Schweiz nach wie vor «nicht die Musik, die man der Freundin schenken kann», meint Cyrill Schläpfer.

Paul Nizon sprach in seinem «Diskurs in der Enge» von der Schweizer «Igelpsychose» als von «einer immerwährenden verdächtigen Angst, unsere «Eigenart» zu verlieren». Wäre dann die «urbane», weltoffene Strategie gegen diese alte Schweiz der Kampf für ein «Land ohne Eigenschaften»? Es käme sehr darauf an, ob eine solche Eigenschaftslosigkeit Raum böte für das Nebeneinander verschiedener, stark ausgeprägter Identitäten – oder ob es mehr um eine opportunistisch-neutrale Mitte im Stil der expo.02 ginge, von der aus man sich das grösste Publikum und damit die grössten Renditen im Mainstream der Märkte sichern könnte.

So wie der Ländler automatisch als Soundtrack zum «Puurezmorge» abgestempelt wird, freuen sich die Medien darüber, dass sich Christoph Blocher als Albert-Anker-Sammler in Szene setzt. Diese simplen Zuordnungen in Musik und bildender Kunst werden wenigstens durch die Schweizer Literatur etwas ins Wanken gebracht: Gottfried Keller eignete sich schlecht als Schutzpatron der Diamantfeiern. Robert Walser, zeitweiliger Auswanderer in Berlin, und Friedrich Glauser, Fremdenlegionär und Weltenbürger, haben vor langem eine ländliche Schweiz beschrieben, die nicht bloss hinterwäldlerisch ist: Glausers Porträt des marokkanischen Wüstenpostens «Gourrama» und seiner zusammengewürfelten Besatzung ist sogar lesbar als eine Utopie eines Landes ohne Eigenschaften oder besser eines Treffpunktes prägnanter, aber grundverschiedener Eigenschaften, die sich in den Legionären aus verschiedenen Nationen verkörpern. Aber auch in jüngerer Zeit haben Schweizer Autoren wie Peter Weber oder Tim Krohn den kulturkämpferischen Zwang zum Urban-Modernen mit Toggengburger Landschaftspanoramen («Der Wettermacher») und Glarner Sprachexperimenten («Die Quatemberkinder») unterlaufen und dabei weltfrischeste Heimatliteratur geschaffen.

Handkehrum kritisieren jüngere Mexikaner das traditionelle Tequila-und-Tod-Klischee. Die «mexicanidad» im Sinne von Octavio Paz' erfolgreichem Heimatporträt «Das Labyrinth der Einsamkeit» wird heute entlarvt als künstliche nationale Identität im Dienste der Zementierung einer Einparteienherrschaft, die im Jahr 2000 nach gut sieben Jahrzehnten auf demokratischem Weg gefallen ist. Sollte man also nicht auch die «suicidad» der Schweiz lieber ein für alle Mal ad patres schicken den Suizid begehen, der im analog zur «mexicanidad» gebildeten spanischen Neologismus steckt? Wer in Mexiko lebt und von einer Schweizer Firma oder vom Schweizer Staat bezahlt wird, der genießt Nationalprivilegien, wie es früher Adelsprivilegien gab. Ein Vorrecht der Geburt, das es seit der – mit reichlich terroristischer Energie vorangetriebenen – Französischen Revolution eigentlich nicht mehr geben sollte. Was, wenn die SVP-Schweiz für einen wirklich konsequenten Liberalismus auf der ganzen Welt, für einen freien Markt ohne Arbeitsverbote und ohne Schweizer Schutzzölle einträte? Für Demokratie auch in jenen Gebieten, die «dafür noch nicht reif» sind, wie sich westlich-nördli-

che Wirtschaftsführer voller Stolz auf besagte Französische Revolution gerne ausdrücken? Was, wenn sich die SP-Schweiz für schwächere «Sozialpartner» ohne Schweizer Pass genauso einsetzen würde wie für Einheimische? Wenn der nationale Kampf der beiden grössten Parteien durch die Abschaffung des Nationalstaates überflüssig würde? Wenn sich der Kulturkampf zwischen Hinterwald und Vorderstadt auf diese Weise erledigte? Dann gäbe es keinen rettenden Horizont für beengte Literaten mehr. Man könnte nicht mehr auswandern. Transzendenz und erlösendes Jenseits wären endgültig abgeschafft.

Den Konkurrenzkampf auf dem Unterwäschemarkt müssten die Schweizer Qualitätsunternehmen jedenfalls nicht fürchten – die Herrenunterhosen, die ich mir für wenig Geld bei einem mexikanischen Strassenhändler gekauft habe, fallen bereits nach dem ersten Tragen aus der Naht.

Michael Pfister ist Philosoph, Übersetzer und Journalist.



